

## HEIM-VORTEIL

Rodgau Monotones:  
Silberhochzeit

Vor 25 Jahren sind die Rodgau Monotones angetreten als sympathischer Haufen ehemaliger Kraut- und Jazzrocker, der es in eigenen Hervorbringungen und spaßig eingedeutschten Coverversionen schön unterhaltsam rocken ließ – und damit unvermutet zu großen Erfolgen auch über die Region hinaus brachte. Bis in höchste Ränge der bundesdeutschen Verkaufslisten und einem Auftritt im Fernseh-Rockpalast. Dabei blieben sie immer bodenständig: eine Band, die kein Startum zwischen sich und ihrem Publikum benötigte.

Heute gibt es sie immer noch. Rechtzeitig zum kürzlich mit zwei Konzerten in der Offenbacher Stadthalle gefeierten Jubiläum ist das Album *Silberhochzeit* herausgekommen, und es zeigt die Unverwundlichen von ihrer besten Seite. Die Grundhaltung ist die eines dialektisch mit Optimismus gekonterten Blues. Musikalisch rockt es vorwiegend konventionell – es waren ja schon immer die Errungenschaften der Altvordenen aus dem Hardrocklager, auf die die Monotones souverän und standfest bauten.

Doch auch wenn Gitarrist Ali Neander – aus der Hintergrundposition des Schreibers der meisten Songs das offen/heimliche Zentrum – aus seiner Verbindung zum Rödelheimer 3P-Clan den DJ Release und seine R'n'B-Beat herüberzieht, nutzen die Musiker um das Sangesduo Kerstin Pfau und Peter Osterwald zwischen Rap und Rock ihr eigenes Ding daraus.

Ansonsten treiben sie zwischen altem Schlagergut von Alexandra und Udo Jürgens Klezmer-Klarinette und Metalgitarre zusammen, erzählen die Romeo-und-Julia-Geschichte zwischen einer Frankfurterin und einem Offenbacher, lassen gleich zu Anfang den Deutschen auf hohem Niveau jammern und den Hessen viel Babbelstroh dreschen. Sie münzen den Kracher *My Sharon* vom 70er-One-Hit-Wonder „The Kack“ als Schrottkisten-Fluch *Sch... Ascona* in einem ungeahnten trashigen Elektropop Marke achtziger Jahre um und versetzen in einem Medley Hardrockklassiker in eine dezente groovende Samba.

Klingt alles ungemein locker und immer stilischer. Man darf also noch immer etwas erwarten von den guten Alten. In Bälde übrigens schon ein Album und eine DVD mit einem Livemitschnitt vom Jubiläumskonzert. zik

■ *Rodgau Monotones: „Silberhochzeit“, Rockport/Zomba.*

## Falsche Chance

## Henry James in Mainz

Von Jamal Tuschick

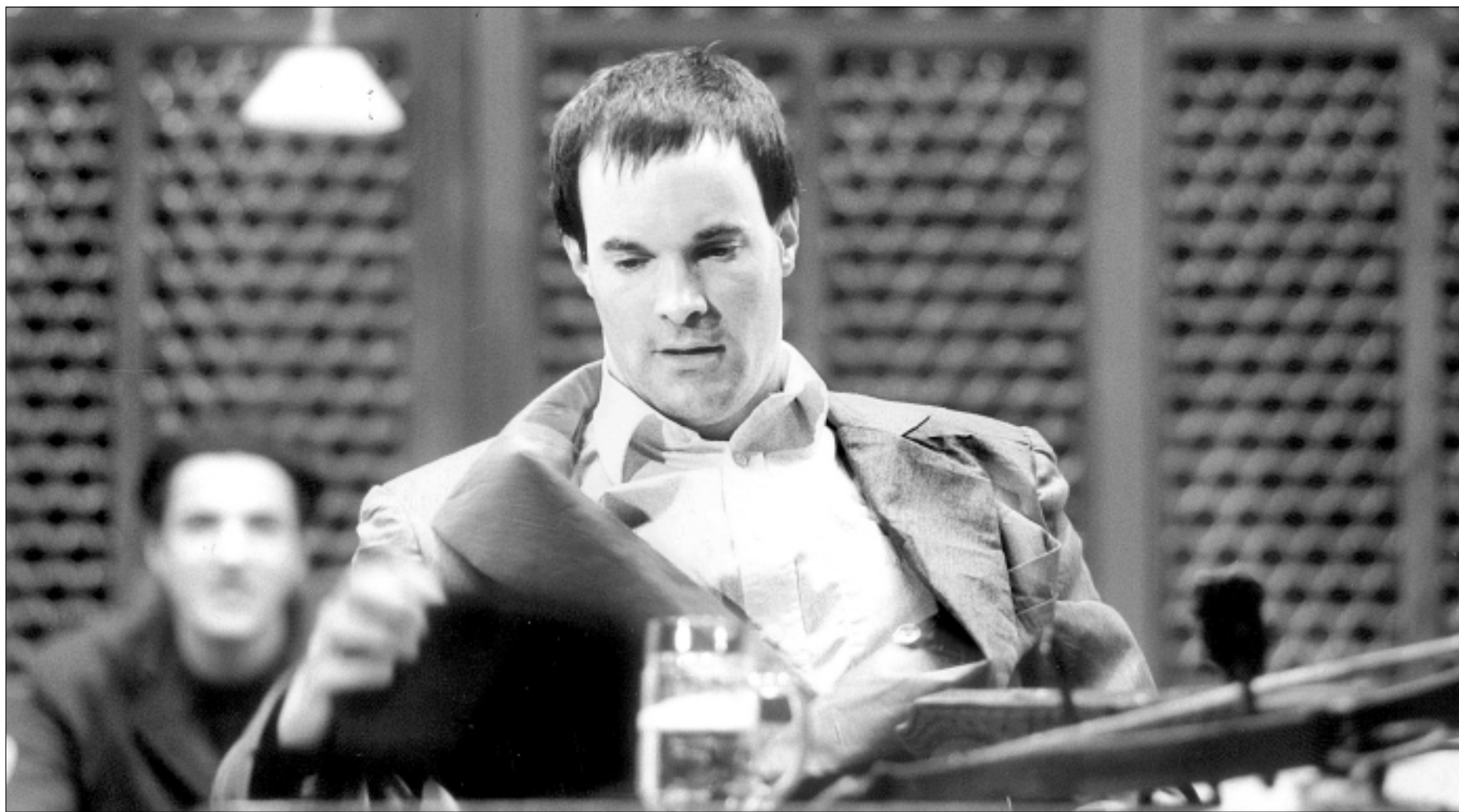
Er trieb seiner Epoche die Naivität aus. Sein Werk gleicht einem Vorgriff auf Erkenntnisse und Verfahren des 20. Jahrhunderts. Das Verhalten seiner Helden erklärt sich im inneren Monolog. Vor Freud und Joyce näherte sich Henry James dem Unbewussten und schuf dafür eine literarische Umgebung auch noch mit den Mitteln der gothic novel. Im Foyer des Mainzer Staatstheaters kam das Echo der düstersten Romantik so unwirklich wie ein Tagtraum an: bei einer Lesung zum 160. Geburtstag des 1843 in New York geborenen und 1916 in London verstorbenen Schriftstellers.

Während Mainz im Licht eines Frühlingstages behutsam die Glieder streckte, erinnerte der Schauspieler Andreas Herrmann mit *Das wirklich einzig Wahre* (Original: *The real right thing*) an eine andere Zeit. Das amerikanische Selbstbewusstsein als bürgerliche Errungenschaft war noch unbefestigter, als Henry James – im ständigen Spagat zwischen Amerika und Europa – seine Sittenbilder schuf. In der Art unbekümmerter Usurpatoren drangen die Gesellschaftslösen aus den Staaten in die vom Niedergang bedrohten und vom Snobismus abgeschlossenen aristokratischen Zirkel Europas ein. Die „Edelmannen von Natur“, so wie Christopher Newman in *Der Amerikaner* und Lambert Strether in *Die Gesandten* setzten ihr Geld oder das Geld anderer Leute gegen den Hokusokus der Herkunft (als Ausweis von Bedeutung).

In der von Herrmann zum Vortrag gebrachten *real right thing*-Geschichte spielt sich ein weiterer Aspekt des vermeintlichen oder tatsächlichen Zivilisationsgefälles im Verhältnis zwischen amerikanischem Aufbruch und europäischer Restauration in den Vordergrund. Hier bekommt ein junger Mann, dem noch nicht viel gelungen ist, seine Chance. Eine vermögende Witwe beauftragt George Withermore mit einer Biografie ihres Gatten, der in allem hervorragend gewesen sein soll: „Sein Lebensfaden war jäh gerissen... das Ende war zerfasert und mußte geglättet werden.“ Also erwartet die gute Frau „mit ihrem wohlwollend tragischen Gesicht“ vom jungen Withermore eine Fälschung.

Obwohl sich James vor allem dem Biografen zuwendet, ergibt sich die Handlungsdynamik aus den Frustrationen der ans Haus und an strikte Vorstellungen vom Benehmen geketteten Witwe. Herrmann gelang es, den gleichsam stummen Innenwelt-Passagen dieses Kammerstücks Geltung zu verschaffen. Das Personal er-schöpft sich in konventionellen Außerungen. Es verschafft sich übersinnliche Erlebnisse, um der Sinnlichkeit zu entgehen. Unterdessen bauen sich drei Spannungsbögen auf, das schafft heute kein Schriftsteller mehr.

Die letztlich unverbindliche Intensität, mit der Herrmann dazu Stellung nahm, veröffentlichte auch eine Verlustanzeige: das, was solche Prosa einmal hervorbringen konnte, existiert nicht mehr. Auch insoweit hat Herrmann den Text in einen guten Rahmen gesetzt.



Wilhelm Tell weiß, wo's lang geht: Peter Meyer, hier bei einer Probe und darum noch ohne Maske, aber schon mit Bierhumpen und mit Armbrust sowieso.

(Bild: Theater)

## Der empörte Biedermann

## Was vom Wilhelm Tell übrig blieb: Das Landestheater in Marburg zeigt einen pragmatischen Schiller

Von Judith von Sternburg

In der Mittelstufe, Anfang der achtziger Jahre, war *Wilhelm Tell* eine Lachnummer. Das lag erstens am Auftritt von Ruodi, Werni, Kuoni und Seppi gleich zu Beginn. Das lag zweitens vor allem daran, dass der brave Mann an sich selbst zuletzt denkt, der kluge Mann vorbaut, dem Mutigen Gott hilft, der Starke am mächtigsten allein ist, sich früh übt, was ein Meister werden will und die Axt im Haus den Zimmermann erspart. Dass Tell immer im Recht ist und die Schweizer an einem Berg zum Schwur zusammentreten, der Rütli heißt, war keine große Hilfe.

Früher war Tell, der Held, unanastbar. Wiesbadener erinnern sich an den Skandalerfolg Hansgünther Heymes 1965, als das bürgerliche Publikum die Verhaftung des Regisseurs verlangte, das waren noch Zeiten. Späterhin war Schillers letztes Stück fürs Theater eine Peinlichkeit und mehr oder minder erledigt. Das aber ist al-

les länger her und nurmehr halb so wild, vom Jahre 2003 her gesehen. So kann nun Peter Radestock in der Marburger Stadthalle dahergehen und mit dem Hessischen Landestheater unaufgeregt und entspannt vorführen, wie *Wilhelm Tell* heute wirkt, wenn die Regie beherzt zugreift.

Erstmal ist die Szene ein Wirtshaus. Da sitzen die Herren, die Damen kommen nur rein, um Bier zu servieren, und im Fernsehen läuft ein Heimatfilm, in dem ein gewisser Wilhelm Tell einen braven Mann über den See rettet. Aber keiner guckt hin. Et was mürrisch findet man sich bald darauf ein, um etwas gegen die Bedrohung der Lieben daheim und die Einmischung von Oben zu unternehmen. Auch das Rütli-Treffen ist hier so spröde wie plausibel. Die Leute von Schwyz (blaue Baskenmützen), Uri (schwarze Hüte) und Unterwalden (grüne Wollmützen) haben unterschiedliche Biertinktraditionen (wieder haben die Kellnerinnen gut zu tun), und Händel untereinander haben sie auch. Die großen

Worte gehen darin unter, der Schwur selbst ist eine Pflichtübung, die mit bereits etwas belegten Stimmen absolviert wird, man sieht: Hier wollen ein paar Bürger per Zweckgemeinschaft ihre Interessen wahren, notfalls mit Gewalt.

Radestock interessiert sich so wenig wie Schiller für die Individualität der Empörer. Ausstatter Klaus Weber sorgt dafür, dass gar jeder eine weiche weiße Maske trägt, ein Gesichtskorsett und eine Anonymisierung, die erst aufdringlich, bald aber wie selbstverständlich wirkt. So zeigen die Figuren dadurch sind, so genau schildert Radestock die Psychologie der Masse: wie sich keiner vor traut, als es Tell an den Kragen gehen soll, wie Brutalität und Biedersinn gegeneinander liegen, sobald zwei oder drei zusammen sind.

Radestock erzählt nicht von Idealen, sondern davon, dass die Macht mit dem Stärkeren ist. Peter Meyer, der Tell in mausgrau, der sich gern mit seiner heilen Familie zum Gruppenfoto aufstellt,

watscht nach seinem Mord an Gessler (Radestock selbst, garstig, aber am Ende allein) den Kaiser mörder Johannes Parricida regelrecht ab. Das ist aber nicht nur Schillers Belehrung über den Tyrannennord, sondern vor allem die Selbstzufriedenheit des Gewinners.

Die Marburger zeigen auch einen Abend der kleinen klugen Ideen und Lösungen: die Hut-Wächter, die wie Rosenkrantz und Guildenstern auf verlorenem Posten herumstehen, eine Art Karl Valentin (bei Schiller: Stüssi, der Flurschütz), der Tell wie ein Gespenst in der hohlen Gasse begegnet; die tatsächlich nervraubende Apfelschusszene mit mechanischem Effekt.

Am abgekürzten Ende posiert Wilhelm Tell zu Wagner-Klänge froh und stumm wie fürs Pressefoto nach dem Sieg. Vom Patos bleibt nur eine kleine Parodie.

■ *Marburger Erwin-Piscator-Haus, auch am 18., 26., 27. Mai, 20. Uhr, 27. auch 10 Uhr. Karten-☎ 06421/25608.*

## Phonender Sack

## Vierfarben Saxophon spielen in Bad Homburg und anderswo

Von Annette Becker

Hätten Sie's gewusst? Das Saxophon war schon immer eines der umstrittensten Instrumente der Welt. Und zwar seit seiner ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1078. Zumindest behauptet das die verwegene Gruppe Vierfarben Saxophon, die laut eigenem Bekunden vor mehr als zweihundertfünfzig Jahren auszog, die Welt nach und nach von der wahren Geschichte des Saxophons zu überzeugen. Gründlich räumt das muntere Quartett mit Ammenmärchen wie der Legende auf, jenes im Hochmittelalter wegen seines betörenden Klangs als „Teufelshorn“ verlorene Instrument sei eine Erfindung eines gewissen Herrn Adolphe Sax aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Unwiderlegbare Argumente führen die Vier dafür ins Feld. So lege bereits der Name ein deutliches Zeugnis der verruchten Geschichte des tönenden Horns ab. Denn mutige Musikanten und Troubadoure ließen sich vom kirchlichen Spielverbot natürlich nicht abschrecken, verbargen das Instrument jedoch in einem Leinenbeutel, in dem links und rechts Löcher für die Hände ausgelassen wurden. Worauf die Eingeweihten frohlockten: „So höret, wi-

der Beuthel klingelt!“ Spätere Sprachkonventionen ergaben die Varianten „Höret, wie der Beuthel font“ und schließlich „Höret, wie der Sack so phont!“ Voilà – das Sack-so-phon war geboren!

Welche Werke so bedeutende Komponisten wie Johann Sebastian Bach, Wolfgang Amadeus Mozart und diverse weitere Tonkünstler von Renaissance bis Moderne und Jazz für das Saxophon geschrieben oder vielleicht auch geträumt haben, zeigen Sebastian de la Rivière Comte de Tonnerre (Sopran saxophon), Marquise von Spohr (Altsaxophon), Duc Francois Bartholomé d'Hiberville (Tenorsaxophon) und Herzog Olivier von Bornheim-Ilich (Baritonsaxophon) alias Bastian Fiebig, Julia Dittrich, Normand Deschenes und Oliver Gläser am heutigen Donnerstag, 17. April, um 20 Uhr im Kulturzentrum Englische Kirche in Bad Homburg.

Wer unter ☎ 06172 / 675110 oder 06172 / 178110 keine Restkarte ergatteren kann, hat am Sonntag, 18. Mai, um 11 Uhr beim Matinee-Konzert im Klosterrefektorium in Seligenstadt noch eine Chance. Karten können unter ☎ 06182 / 28966 bestellt werden. Am Dienstag, 24. Juni, treten die Vier in Steinbach im Taunus beim „Steinbacher Kultursommer“ auf.

## Meditation und Kehrmachine

## Sandeep Bhagwatis Werkzyklus „to those born far away from home“ in Darmstadt bei der Frühjahrstagung Neue Musik

Von Bernhard Uske

Es war wie in den heroischen Tagen der musikalischen Avantgarde, das Konzert mit Sandeep Bhagwatis zwischen 2000 und 2003 entstandenen großen Werkzyklus um Flüchtlinge, um Leben im Niemandsland, um schließlich das Flüchtlinge in Kunst & Leben schlechthin. Zur Halbzeit im Konzert der Frühjahrstagung des Instituts für Neue Musik und Musikpädagogik kam es zur Halbierung des Publikums, das die im Programmheft gar nicht ausgedruckte Pause als willkommenen Gegenstand sah, den Rest des lauen Abends in Darmstadt anderweitig zu verbringen.

Dabei ist der Schöpfer des 100-minütigen Werks für Mezzosopran, Sprecher, Violine und Violoncello, der 1963 in Bombay geboren wurde und seit seinem fünften Lebensjahr in Europa lebt, gar kein musikalischer Fortschrittler. Der vielbeschäftigte Komponist auch von Opern, multimedialen Events, Kurator zahlreicher multikultureller Veranstaltungen und seit drei Jahren Professor in Karlsruhe gehört zur Gruppe der Münchener Opponenten des musikalischen Progresses und wendet sich wie das von ihm 1991 gegründete

„A\*Devantgarde“-Festival gegen avantgardistischen Rationalismus, Stiltzwang und Pseudowissenschaftlichkeit in der Neuen Musik. „Wie es Euch gefällt“ lautete vor zehn Jahren die frech-fröhliche Devise aus München, die, wie man sieht, einen genau so weiterbringen kann wie konstruktionsverliebte Tüfteln im Avantgarde-Kartell.

Sandeep Bhagwati waren nach 20 Jahren seine alten Schülergedächte wieder zu Gesicht gekommen, sie erinnerten ihn an Eindrücke seiner Jugend in der norddeutschen Tiefebene. Zur Werkfassung kamen Texte von Raoul Schrott (*Lieder des Lichts*), Dilip Chitre (*Songs on nothing*) und natürlich auch nichtvokale Teile.

Im Großen Saal der Akademie für Tonkunst schien es weniger das naheliegende „Ade, Avantgarde!“ zu sein als vielmehr der Asteriskus zwischen dem fortschrittlichen A und dem rückschrittlichen D, der weite Teile des Publikums zur abendlichen Auswanderung bewog. Schon die 17 Seiten im Tagungsprogrammheft hatten die Ahnung aufkommen lassen, eine existentielle Ausschöpfung des Lebens eines im Flüchtigen, Unbehausten, zwischen Heimat und Fremde lebenden Menschen zu erleben – aus der Intuition des alle



Ohne Teufelshörner – aber fesch: Die Gruppe Vierfarben Saxophon.

(Bild: Vierf. Sax.)

künstlerischen Tugenden des Fragilen, Zärtlichen, Gebrochenen, Sensiblen auf sich vereinigenden Komponisten.

Schade – die musikalische Krippenexistenz unterm Stern von Nirgendwo in Lyrik, Selbsterklärungen und Klängen (Bhagwati liebt „die kraftvolle Gewissheit einer täglich in Leidenschaft gelebten diesseitigen Transzendenz“) machte als konkrete ästhetische Erfahrung einfach keinen Eindruck; selbst nicht auf den Rest der tapfer mit dem auf dem Podium vor seinen Texten sitzenden Meister Wachenden, die zuletzt nur noch zu einem matten Höflichkeitssaplaus in der Lage waren. Dabei wirkte das spielerische Engagement und Können Martina Koppelstetters (Mezzosopran), Indira Kochs (Violine) und Wolfgang Emmanuel Schmidts (Violoncello) ganz hervorragend, zumal die Solo-, Duo- und Trioform der einzelnen Werkteile mit ihren schier endlosen Passagen kleinteiliger Klangmissionen enorme Konzentration erforderten.

Besonders viel Mühe schienen sich die Künstler mit *why sing why cry* zu machen: „sieben meditationen“, die Bhagwati für Geige und Cello komponierte. Sie waren ein klassisches Eigentor des Sinn- und

Ordnungsvorgaben sowie bloße Ideen-kunst in der Musik geißelnden A\*Devantgardisten. Wenn man die verbalen Hochtöne des Schöpfers aus dem Programmheft nicht noch im Ohr gehabt hätte, die etwa zu Meditation Nr. 5 „die Musiker nur für sich und Gott offen sahen“ – man hätte das zähe und reizlose Nebeneinanderherstolpern der beiden Streichinstrumente für blanke Parodie auf alle möglichen Handarbeitsbemühungen an der avantgardistischen Geringfügigkeitsgrenze halten können. Die letzten zwei Dezennien, die uns so viele dieser Bastelarbeiten beschert haben – sie lebten hier wunderbar weiter. Nur was das jetzt obendrein alles noch politisch korrekter, blutiger Ernst eines selbstmitleidigen Gutmenschentums, das auf der Emigrantenwelle segelt.

Nachmittags hatte man noch zwei rumänische Habenichtse vor dem Mainzer Domcafé bei strahlendem Sonenschein für ein paar lausige Euros zwischen den dröhnenden Kehrmachines, die den Domplatz von den Lebensmittelresten des Marktags säuberten, spielen sehen: da war alles zum Thema Passage, Flüchtigkeit und Nichtidentität in Kunst & Leben dicht gefasst.

## Nicht leicht

## Bröner &amp; Kermit in Mainz

Von Gerd Döring

Da steht er nun, zwinkert ins Licht der Bühnenscheinwerfer und traut der Sache nicht so recht. Wieder Mainz. Und so ein kleiner Schuppen. Ein wenig klingt es wie das gern zitierte Pfeifen im dunklen Wald, wenn Till Bröner ruft: „Hallo Mainz!“ Mainz reagiert nicht. Als ob er es geahnt hätte. „Seid ihr da?“ Najaaa. Was hat der Jazz-Trompeter nicht alles bewegt in den vergangenen Jahren – Hildegard Knief rehabilitiert, Chet Baker aus dem Keller geholt, mit den No Angels und Dirk Nowitzki geflirtet und mit Udo Lindenberg Rilke vertont. Von Westphalen zum Trotz hat er den Jazz unter die Frauen gebracht. Ein bisschen enttäuscht ist er da schon, ob der flauen Stimmung unter den überwiegend weiblichen Fans zu Beginn des Konzertes im KUZ. „Wollt ihr ein ruhiges Konzert“, fragt er, „oder eher eins zum Abtanzen?“

Nun, es wird weder das eine noch das andere. Ruhige Balladen, in denen die Pärchen im Publikum sich sanft aneinander schmiegen, wechseln sich ab mit Up-Tempo-Nummern, in denen das Publikum lässig mitwippt. Wenn dann doch eine(r) ins Tanzen gerät, dann ist das eher ein ironisches Zitat: Echt, so haben die damals ...

Quer durchs Programm seiner aktuellen CD spielen sich Bröner und die Seinen. Vom überhaupt nicht teuflichen *Blue Eyed Soul* mit dem der Sonnyboy auf seine so gar nicht korrekte Auslegung der Jazztradition anspielt. Dabei klingt das, was er in Mainz vorstellt, überhaupt nicht blauäugig. Aber auch nicht unbedingt nach Jazz. Wie immer intoniert er mit einer geradezu klinischen Perfektion. Butterweich sein Flügelhornspiel und dazu die munteren Hüpfen von Roberto di Gioia auf den Tasten und Wolfgang Haffners knackiges Drum-Set. Mal fordernder, mal schmuseweicher Funk, den nur Samon Kawamura an den Plattentellern mit leichtem Störfeuer untermalt.

Einzig bei *Tub in Love* greift Bröner zum Mikrofon und singt. Und natürlich gibt er eine launige Vorstellung mit Kermit, dem Frosch aus der Sesamstraße. Die bestreitet er dann mit einer kleinen Schürze, handbalmelt mit dem Seufzer: It's not that easy being green. Tja, nicht nur der grüne Kermit hat es schwer, auch Publikumsliebhaber Bröner hat zu leiden. Nun ist er da, wo er immer hinwollte. Raus aus dem Keller und drinnen im Hauptprogramm. Irgendwo zwischen Vorwäsche und Schleudergang. Weichgespült in jedem Fall.

## TERMINE

## ■ Jazz-Matinee in Bad Vilbel

Wer sich vor dem Eiersuchen drücken möchte, kann sich am **Ostersonntag, 20. April**, um 11 Uhr auch eine kultivierte Jazz-Matinee gönnen. Zu Gast in der Alten Mühle in Bad Vilbel ist „The International Trio“, bestehend aus Christian Azzi, Trevor Richards und Reimer von Essen, Leiter der Barrelhouse Jazzband, mit „New Orleans Jazz – Harlem Swing“. Gaststar ist Oliver Frank, Träger des Prix Sidney Bechet. Karten kosten 14 (11) Euro. bec

## ■ Gitarrenmänner in Seligenstadt

Mann-mit-Gitarre ist eigentlich immer gut. Zwei sind natürlich auch nicht zu verachten. Wie zum Beispiel Graham Norfolk und Joe Goode. Als Norfolk & Goode Blues Duo treten die Gitarren-Veteranen am **Donnerstag, 24. April**, um 20 Uhr mit Songs von Jimmy Reed, Willie Dixon, Ray Charles, B.B. King und Eric Clapton in der Privatbrauerei Glaab, Frankfurter Straße 9, in Seligenstadt auf. Eintritt 10 (7) Euro. bec

## ■ Beethoven in Darmstadt

Werke von Ludwig van Beethoven und Wilhelm Peterson gibt es am **Freitag, 25. April**, in der Akademie für Tonkunst Darmstadt zu hören. Beim Violinabend der Wilhelm-Petersen-Gesellschaft spielt Ingo von Haas, Konzertmeister an der Oper Frankfurt, die Violine und wird von Kammermusiker Matthias Graff-Schestag am Klavier begleitet. Der Eintritt kostet 10 Euro. sip

## ■ Rheingauer in Winkel

Der Rheingauer ist der kleine Rotnasige mit dem großen Weindurst aus den Büchern von Michael Apitz, Eberhard und Patrick Kunkel. Wie es klingt, wenn er singt, ist am **Freitag, 25. April**, und am **Samstag, 26. April**, jeweils um 19.30 Uhr beim „Sound of Riesling“ in der Brentanoscheune in Winkel im Rheingau zu vernehmen. Da tritt das Autoren-Gespann gemeinsam mit dem in der Region bereits als Darsteller des Ferdinand aus dem so genannten „Musikar!“ *Der Spätleser* bekannten Sänger Klaus Brantzen und insgesamt elf Instrumenten auf. Zeigt Bilder und rezipiert Vergügliches zu Geschichte und Kultur des Rheingaus. Karten zu 15 und 11 Euro können unter ☎ 06134 / 2859844, im Karl-Shop in Walluf und per E-Mail unter rheingauer@ak-verlag.de bestellt werden. bec

## ■ Prägetiefdrucke in Mainz

Gustl Stark hat ein eigenes Druckverfahren, den Prägetiefdruck, entwickelt, um seine abstrakten Bildvorstellungen umzusetzen. Seine Bilder sind abstrakte Kompositionen, die an Wüsten- und Wattlandschaften erinnern. Den Prägetiefdruck des heute 85-jährigen Künstlers ist eine Ausstellung im Gutenberg-Museum in Mainz, Liebfrauenplatz 5, gewidmet. Die Ausstellung ist bis **Sonntag, 4. Mai**, Dienstag bis **Samstag** von 9 bis 17 Uhr und **Sonntag** von 11 bis 15 Uhr geöffnet. sip